

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

**Redaktion:**  
Leipzig, Tauchaer Straße 10/21.  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.  
Fernsprecher: 18698.

**Inserate** kosten die 7 gespaltene Pettzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blauvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beliegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4. — Mt. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 6. — Mt. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 10/21, Fernsprecher: 4596 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

## Tageskalender.

Als neueste Errungenschaft der bürgerlichen „Jugendpflege“ wird jetzt die Gründung einer Jugend-Flugwehr betrieben.

In der Nationalliberalen Korrespondenz erklärt ein Mitglied der nationalliberalen Reichstagsfraktion, daß diese im Reichstag geschlossen für die Verewigung des Zollwuchers eintreten werde.

Auf der Ostsee kenterten zwei Boote, wodurch etwa 25 Personen, meist Badegäste aus Berlin, ertranken.

Der französische Senat hat das Gesetz über die dreijährige Dienstzeit mit 244 gegen 38 Stimmen angenommen.

Bei den Landtagswahlen in Finnland hat die Sozialdemokratie die weitaus stärkste Stimmenzahl auf sich vereinigt.

## Die Arbeiterschaft in der Hochkonjunktur.

Leipzig, 7. August.

So dürftig auch die sächsischen Gewerbeinspektionsberichte im Gegensatz zu den süddeutschen beschaffen sind und so klavisch sie sich an das vom Bundesrat vorgezeichnete trockene Schema halten, auf jede kommentierende Bemerkung können sie naturgemäß doch nicht verzichten. Wer die Berichte genau durchsieht, findet auf dieser oder jener Seite spärlich eingekreuzte und vorsichtig abgemessene Neußerungen, die, so sehr sie auch von einem Gestrüpp belangloser oder direkt läppischer Mitteilungen überwuchert sind, doch hier und da einen flüchtigen Einblick in die Lage der Arbeiter gewähren. Das Berichtsjahr 1912 war ein Jahr der guten wirtschaftlichen Konjunktur, das freilich gegen sein Ende schon ganz unverkennbare Anzeichen des drohenden Niedergangs aufwies. Der Geschäftsgang war denn auch, abgesehen von einigen Zweigen der stark vom Export abhängigen Textilindustrie und der Zigarrenindustrie, die noch immer unter den Nachwirkungen der famosen „Reichsfinanzreform“ von 1909 leiden, im allgemeinen flott, was unter anderem in den gewohnten Klagen über Arbeitermangel zum Ausdruck gelangt. Wie aber gestaltete sich die wirtschaftliche Lage der Arbeiterschaft unter diesen günstigen Verhältnissen? Die Berichte der Aufsichtsbeamten lassen hier fast durchweg einen pessimistischen Ton durchklingen, so pessimistisch sie auch die angeblich gestiegenen Löhne herauszuheben sich bemühen. Nur der Bearbeiter des Berichts für die Lausitz sieht die Dinge wie gewohnt im rosigen Lichte; er ist glücklich darüber, daß sich namentlich in der Textilindustrie des Zittauer Bezirks ein „erfreulicher Aufschwung“ gezeigt habe, „der mehrfach Anlaß bot, die Löhne zu erhöhen“. Und er folgert daraus: „Das Einkommen

eines großen Teils der Arbeiterschaft dürfte dementsprechend etwas höher gemessen sein als im Vorjahr und dadurch auch ihre wirtschaftliche Lage eine bessere, zumal, mit Ausnahme des Fleisches, einige der wichtigeren Lebensmittel, wie z. B. Kartoffeln, Hülsenfrüchte usw., billiger geworden sind.“ Was es mit dieser Besserung der wirtschaftlichen Lage auf sich hat, illustriert derselbe Berichterstatter einige Seiten vorher selbst, indem er die bezeichnende Tatsache mitteilt, daß die Textilindustrie trotz guten Geschäftsgangs und Steigerung der Beschäftigtenzahl um 321 erwachsene männliche Arbeiter abnahm. Diese auffällige Erscheinung kommentiert der Verfasser dahin:

Die Abnahme der Arbeiterschaft in der Textilindustrie ist weniger in vermindelter Arbeitsgelegenheit — auch hier zeigt sich der Geschäftsgang, soweit er im Vorjahr zu wünschen übrig ließ, im allgemeinen gehoben — als vielmehr in dem Bestreben der Arbeiter zu suchen, in Erwerbszweigen mit höheren Löhnen unterkommen zu finden.

Mit andern Worten, die Textilindustrie zahlt so miserable Löhne, daß sie selbst der bedürfnislosen Lausitzer Bevölkerung allmählich zu gering werden und sie sich andern Beschäftigungsarten zuwenden, in denen wahrlich auch keine Rosen zu pflücken sind. Sogar die Jugendlichen wandern unter diesen Umständen ab, da sie, wie der Berichterstatter weiter bemerkt, „bei ihr (der Textilindustrie) geringer entlohnt werden als in manchem andern Gewerbe“. Diese Erscheinung, die hier aus der Lausitz berichtet wird, zeigt sich, nebenbei bemerkt, auch in andern sächsischen Textilbezirken. In den Kleiderstoffwebereien von Glauchau und Meerane mühten die Unternehmer sogar trotz angeblich schlechten Geschäftsgangs die Löhne zu erhöhen, „um der zunehmenden Abwanderung der Arbeiter Einhalt zu tun“, ebenso in Reichenbach, Rehschau und Malsau, und im Dresdner Regierungsbezirk wurden von einer großen Spinnerei 50 Galziereninnen herbeigeholt, weil selbst den einheimischen Arbeiterinnen die „hohen Löhne“ der Herren Textilbarone gar zu schätzig waren. Das nennt man dann „Förderung der nationalen Industrie“.

Von den Neußerungen der übrigen Berichterstatter über die wirtschaftliche Lage der Arbeiterschaft sei hier noch als die marfanteste die aus dem Dresdner Regierungsbezirk angeführt:

Die Erwerbsverhältnisse der Arbeiterschaft sind infolge des guten, zum Teil flotten Geschäftsganges günstiger geworden. Die Löhne haben vielfach eine Steigerung erfahren und die Arbeitsgelegenheit war während des ganzen Jahres eine ausreichende, so daß Befürchtungen der Arbeitslosigkeit wegen schlechten Geschäftsganges nicht notwendig wurden. — Wenn trotz der steigenden Löhne von einer Besserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiterschaft gegenüber dem Vorjahr nicht gesprochen werden kann, so hat dies seinen Grund in der erheblichen Preissteigerung verschiedener Lebensmittel, besonders des Fleisches. Deshalb dürften Mehreinnahmen durch die hohen Lebensmittelpreise in der Hauptsache wieder aufgehoben worden sein und da, wo

in geringem Umfang stattfanden, haben sich die Arbeiter ebenso wie andre Bevölkerungskreise Einschränkungen auferlegen müssen.

Das letzte ist sehr zart ausgedrückt und bedeutet in der Sprache der harten Wirklichkeit, daß sich die Lage eines großen Teils der Arbeiterschaft trotz Hochkonjunktur erheblich verschlechtert hat. Inzwischen ist der gute Geschäftsgang in die Krise umgeschlagen; viele Tausende von Arbeitern sind bereits arbeitslos geworden und ungezählte Scharen sehen diesem traurigen Los noch entgegen. Die Lebensmittelpreise aber steigen dank untrer nationaler Wirtschaftspolitik immer weiter, und die berufsmäßigen Agrarwucherer sind bereits drauf und dran, durch neue Zollforderungen das Elend der Massen noch mehr und ins Unerträglich zu steigern. Als Ersatz und Ausgleich bietet man ihnen — Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und Gefängnisstrafen.

Wer über die soziale Lage der Arbeiterschaft ein zutreffendes Bild gewinnen will, wird freilich sich nicht damit begnügen dürfen, das Verhältnis von Nominallohn und Reallohn, von wirklicher Höhe des Lohnes, ausgedrückt in Mark und Pfennigen, und seiner Kaufkraft, ausgedrückt in der dafür erhältlichen Warenmenge, zu erforschen. Die soziale Lage der Arbeiterbevölkerung umfaßt daneben noch einen ganzen Komplex von Fragen: Arbeitszeit, sanitäre Zustände der Betriebe, Wohnungsverhältnisse, Unfall- und Erkrankungsgefahren, Zusammensetzung der Arbeiter nach Alter und Geschlecht, Kinderbeschäftigung, Hausarbeit usw. Auf alle diese Fragen wird auch in den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten eingegangen, und hier gerade kann sich zeigen, ob die kontrollierenden Beamten und ihre vorgelegte Behörde über soziales Verständnis verfügen oder nicht. Auch in den sächsischen Berichten sind Angaben über diese Dinge, nur gehts damit den Berichtstattern wie den Philosophen in Goethes Faust:

Wer will was Lebensdin erkennen und beschreiben,  
Sucht erst den Geist herauszutreiben,  
Dann hat er die Felle in seiner Hand —  
Reht leider! nur das geistige Band.

Die Höchstarbeitszeit für Arbeiterinnen und Jugendliche ist durch die Gewerbeordnung auf täglich zehn Stunden festgesetzt. Das ist, besonders wenn man die Nebenumstände in Betracht zieht, unter denen diese Arbeit geleistet wird — Belastung mit Hausarbeit, lange Wege zur Arbeitsstätte, jugendliches Alter bei ungenügender Ernährungsweise und elenden Wohnungsverhältnissen, Fortbildungsschulunterricht nach Arbeitsluß — eine frevelhaft lange Arbeitszeit. Von den Behörden aber wird dieses kümmerliche Quentchen Arbeiterschutz noch in einer Anzahl von Fällen durch Bewilligung von Ueberarbeitserlaubnis an die Unternehmer wieder zunichte gemacht. 1912 erhielten die Genehmigung zur Leistung von Ueberarbeit an den ersten 5 Wochentagen 1792 Betriebe mit 179 566 beteiligten Arbeiterinnen für 1 761 215 Ueberstunden. Dazu kommen noch 6698 Ueber-

## Feuilleton.

### Vom Waisenhaus bis zur Fabrik.

[Nachdruck verboten.]  
Bis die Sonne wärmer scheinen würde, wollte ich bleiben, und dann sollte es wieder auf die „Walze“ gehen. Durch diesen Plan machte aber die damals, Ende 1889 und Anfang Januar 1890, epidemisch auftretende Influenza einen dicken Strich. Ich verfiel dieser heimtückischen Krankheit und mußte ins Spital nach Durlach gehen, wo ich ein paar Wochen bleiben mußte. Ich war jung und kräftig, die Seuche tat mir darum auch nicht viel an, während kein Bettnachbar, ein Mann Ende der fünfziger Jahre, in der zweiten Nacht seines Aufenthaltes im Spital der Krankheit zum Opfer fiel. Der behandelnde Arzt gab sich außerordentlich viel Mühe mit mir. Als er meinen Kehlkopf untersuchte, zog er ein ernstes Gesicht, so daß ich mich schon für verloren hielt. Er verordnete eine wesentliche Kostvermehrung, Fleischbrühen mit Ei, Kalbfleisch, weichgekochte Eier, Bier, Wein usw. Kurz, er schien mich für einen Menschen zu betrachten, der nicht mehr allzuweit vor seinem Ende steht. Als er einmal bei einer Untersuchung merkte, daß ich von der Sache auch etwas verstand, erkundigte er sich nach der Quelle meiner Wissenschaft. Er sah mich erst zweifelnd an, als ich ihm erzählte, daß ich erst im Herbst vom Kommiss abgegangen, bei einem bayrischen Feldartillerieregiment sedent und Lazaretthelfer gewesen sei, und als ich geendet, da pfachte er, mich immer noch zweifelnd beguckend, heraus: „Den Esel müßte ich kennen, der Sie zur Feldartillerie ausgeschoben hat.“ Ich hatte den gleichen Wunsch schon oft gehabt, der Mann sprach mir aus dem Herzen heraus.

Dank der Fürsorge des Arztes erholte ich mich vollständig, und auch der Kehlkopf hat bis heute standgehalten; trotzdem später oft genug Anforderungen an ihn gestellt wurden, die auch für einen Gaul hätten ausreichen können.

Als ich aus dem Spital entlassen wurde, war Fastnacht herangekommen. Ich beschloß, in Durlach zu bleiben und hier Arbeit anzunehmen. In der Grühnerschen Nähmaschinenfabrik wurde ich beim Umschauen sofort eingestellt. Es war die erste Fabrik, in die ich hineingeriet, aber ich habe es in diesem Betriebe nicht lange ausgehalten. Der Lohn war gleich elend wie in Kaiserslautern, und die Arbeit kam mir einfach ekelhaft vor. Ich arbeitete im Tagelohn. Der Verdienst hat, wenn ich nicht irre, 23 Pfg. die Stunde betragen, eher weniger als mehr, und beschäftigt war ich mit Ausbesserungsarbeiten an Nähmaschinenplatten und -Kästen. Es war Lehrhubenarbeit, die ich übertragen bekommen hatte. Ob ich acht oder vierzehn Tage diese stumpfsinnige Arbeit ausführte, das ist mir nicht mehr erinnerlich; aber das weiß ich bestimmt, daß mich an einem Nachmittage das graue Elend packte und übermannte, so daß ich die Schürze auszog, die Pant abräumte und stehenden Fußes davonlief. Da keine Kündigungsfrist bestand, konnte man jederzeit aufhören.

Das war die erste Fabrik, die ich aufsuchte. Ich sollte bald lernen, mich in die Verhältnisse zu schicken und den Widerwillen des Kleinbürgerlich gesinnten Handwerksgeßellen, der stolz auf sein erlerntes Handwerk sich Besseres zu sein dünkt als die Fabrikarbeiter, gegen die Beschäftigung in der Fabrik überwinden lernen. Das unbestimmte Gefühl des Grauens, das den Kleinbürger vor dem Herabsinken ins Fabrikproletariat überkommt, hatte sich hier zum letztenmal gezeigt. Bald sollte ich nichts weiter sein, als ein Fabrikproletarier, wie so viele Tausende meiner Berufskollegen es schon waren.

Nach meinem Weggang aus Durlach stand ich nun von neuem vor der Frage: Was tun? Nach Ueberlingen gehen und sehen, ob ich dort bei Meister Peterle ankommen könne, oder den Rhein abwärts wandern? Nach längerem Zögern

entschloß ich mich für das letztere. Und zwar darum, weil mein Landauer Mädel in Ludwigshafen in Stellung gegangen war. Ich hoffte, entweder in Mannheim oder in Ludwigshafen Arbeit zu finden. Als Schreiner natürlich, denn unter dem wollte ich es nicht tun. Es kam aber anders, Weber in Mannheim noch in Ludwigshafen gelang es mir, Arbeit in einer Schreinerzerei zu finden. Meine Geldmittel gingen auf die Reize, und nun nahm ich, was sich mir darbot. Auf den Rat einiger Landauer Kommisfameraden, die ich in Ludwigshafen getroffen hatte, stellte ich mich, mit Hunderten anderer Arbeitsloser, vor dem Tore der „Großen Fabrik“ — wie die große chemische Fabrik, die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen kurzweg genannt wird — auf und harzte der Dinge, die da kommen sollten. Es war am 12. März. An diesem Tage wurde aus der Sache aber nichts; denn es war ein patriotischer Festtag, der Geburtstag des Prinzregenten Luitpold, und in der Verwaltung der Badischen Anilin- und Sodafabrik war man nicht bloß aufs Geldverdienen erpicht, sondern auch auf die Pflege einer guten Geminnung. Da nun an diesem Tage die oberen Herrschaften feierten, wurden keine Arbeiterentstellungen vorgenommen; es hieß also bis zum andern Tag warten. Ich tat also und stellte mich am andern Tage, eine geliebene Soldatenmütze auf dem Kopfe, so etwas wirkt ganz besonders anziehend auf die suchenden Aufseher, hatte mir der Besitzer der Mütze, der den Rummel kannte, gesagt — wieder vor dem Tore auf. Ich war jung, groß und stark und hatte eine Soldatenmütze aufsetzen; wenn das nicht zog, dann zog überhaupt nichts mehr. Und es zog! Vor allem die Artilleriemütze. Meine Einstellung erfolgte fast augenblicklich, und am Nachmittag stand ich schon an irrendem Giftpfessel, wo ich nichts zu tun hatte, als auf die Temperatur zu achten und sie zu regulieren. Die Badische Anilin- und Sodafabrik in die ich hineingeraten war, war schon 1890 ein Riesenbetrieb, der an die 4000 Arbeiter beschäftigte. Die Fabrik sollte ursprünglich in Mannheim errichtet werden, allein die damalige Kleinbürgerlich liberal-demokratische